

Leseprobe aus:

**Glenn Cooper**

# **Der siebte Sohn**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## KAPITEL 1

Nach über dreißig Jahren als Antiquar verspürte Toby Parfitt nur noch dann ein wohliges Kribbeln der Vorfreude, wenn er die Hände vorsichtig in eine frisch hereingekommene Kiste steckte.

Der Raum, in dem bei Pierce & Whyte neu angelieferte Bücher ausgepackt und katalogisiert wurden, befand sich im Tiefgeschoss des Londoner Auktionshauses. Toby mochte das gemütliche, alte Arbeitszimmer mit seinen glattpolierten Eichentischen, den Schwanenhalslampen und gepolsterten Hockern vor allem wegen seiner Stille. Abgeschirmt vom Lärm der Kensington High Street war das lauteste Geräusch hier das Rascheln der Holzwolle, die er mit beiden Händen aus der Kiste nahm und in den Abfalleimer fallen ließ. Dann aber drang auf einmal asthmatisches Atmen an sein Ohr, ein unangenehmes, dünnbrüstiges Schnaufen.

Er drehte sich um, blickte in das verpickelte Gesicht von Peter Nieve und quittierte dessen Anwesenheit mit einem flüchtigen Kopfnicken. Tobys Entdeckerfreude war nun leider nicht mehr ungetrübt, aber er konnte dem jungen Mann ja nicht gut sagen, dass er Leine ziehen sollte.

«Ich habe gehört, die Lieferung von Cantwell Hall ist angekommen», sagte Nieve.

«Ja. Ich habe gerade eben die erste Kiste aufgemacht.»

«Hoffentlich sind auch alle vierzehn da.»

«Warum zählen Sie sie nicht einfach durch? Dann wissen Sie es.»

«Wird gemacht, Toby.»

Diese Formlosigkeit war grauenvoll. Toby! Nicht Mr. Parfitt. Nicht Sir. Nicht einmal Alistair. Toby. So hatten ihn früher nur seine engsten Freunde nennen dürfen. Die Zeiten hatten sich definitiv geändert – und zwar zum Schlimmeren –, aber Toby hatte nicht die Kraft, sich dieser Entwicklung entgegenzustemmen. Wenn ein junger Mitarbeiter sich schon nach zwei Jahren anmaßte, den Chefantiquar beim Vornamen zu nennen, dann musste man das wohl stoisch erdulden. Qualifizierte Fachkräfte waren schwer zu finden, und bessere Leute als den jungen Nieve mit seinem Kunstgeschichte-Diplom von der Uni Manchester konnte man heutzutage für zwanzigtausend Pfund im Jahr kaum bekommen. Immerhin war er in der Lage, sich jeden Tag eine Krawatte umzubinden und ein sauberes Hemd anzuziehen, auch wenn die Hemdkragen immer viel zu weit für seinen dünnen Hals waren und deshalb sein Kopf so aussah, als hätte man ihn auf einen Holzstock gesteckt.

Als Nieve nun auch noch wie ein kleines Kind laut bis vierzehn zählte, musste Toby sich wirklich zusammenreißen, um nicht aus der Haut zu fahren. «Alle da.»

«Da bin ich aber froh.»

«Martin meint, Sie werden mit der Ausbeute bestimmt zufrieden sein.»

Toby fuhr nur noch selten persönlich zu Kunden und überließ diese Aufgabe meist seinem Stellvertreter Martin Stein. Als eingefleischter Stadtmensch wehrte er sich mit Händen und Füßen dagegen, hinaus aufs Land zu fahren, und tat es nur, wenn es galt, ernstzunehmenden Konkurrenten wie Christie's oder Sotheby's Raritäten vor der Nase wegzuschnappen.

«Keine Sorge», versicherte Toby dem Geschäftsführer immer wieder, «wenn ich von einer Second Folio von Shakespeare oder einer Erstausgabe von Brontë oder Walter Raleigh Wind bekomme, bin ich wie der Blitz vor Ort, selbst wenn es in der tiefsten Provinz irgendwo in Shropshire sein sollte.» Er wusste, dass das Material aus Cantwell Hall immer recht ordentlich war, aber diesmal hatte Stein ihn extra darauf hingewiesen, dass er sich auf eine Überraschung gefasst machen sollte.

Lord Cantwell war ein typischer Kunde des Auktionshauses: ein lebender Anachronismus, der sein altes Landgut dadurch zu retten versuchte, dass er von Zeit zu Zeit ein paar Möbel, Bilder, Tafelsilber oder alte Bücher verkaufte, um die horrenden Steuern und Abgaben zahlen zu können. Seine kostbaren Stücke ließ der alte Junge nur in renommierten Häusern versteigern, und wenn es um Bücher, Karten und Autographen ging, war Pierce & Whytes nun mal eine der ersten Adressen.

Toby griff in die Innentasche seines maßgeschneiderten Chester-Barrie-Anzugs und holte ein Paar dünne, weiße Baumwollhandschuhe heraus. Seit sein Chef ihn vor Jahrzehnten zu seinem Schneider in die Savile Row geschickt hatte, kleidete Toby sich in das feinste Tuch, das er sich leisten konnte. Kleidung spielte in seinem Beruf eine ebenso große Rolle wie eine gepflegte Erscheinung, weshalb Tobys Schnurrbart stets präzise gestutzt war und er jeden Dienstag mittags seinen Friseur aufsuchte, um sein graumeliertes Haar nachschneiden zu lassen.

Wie ein Chirurg streifte er sich die Handschuhe über und griff nach den ersten Büchern in der Kiste. «Also gut. Dann wollen wir mal schauen, was wir hier haben.»

An den Buchrücken erkannte er sofort, was er vor sich hatte. «Aha! Alle sechs Bänder von Freemans *The History*

*of the Norman Conquest*. 1877–1879, wenn ich mich recht erinnere.» Er schlug den Buchdeckel auf und betrachtete die Titelseite. «Hervorragend! Eine Erstausgabe. Wie steht es mit den anderen Bänden? Man bekommt ja oft gemischte Ausgaben angeboten.»

«Alle ebenfalls Erstausgaben, Toby.»

«Wunderbar. Dann werden sie wohl sechs- bis achthundert Pfund bringen.»

Er nahm alle sechs Bücher vorsichtig heraus und begutachtete ihren Zustand, bevor er wieder in die Kiste griff. «Hm, das ist schon etwas älter.» Es war eine schöne lateinische Bibel, Antwerpen, 1653, in ziemlich verchlissenes Kalbsleder mit eingepprägten goldenen Buchstaben gebunden. «Schönes Stück», murmelte er. «Ich würde sagen, hundertfünfzig bis zweihundert.»

Die nächsten sechs Bände entlockten ihm weniger Begeisterung. Es waren spätere Ausgaben von Ruskin und Fielding in ziemlich schlechtem Zustand, aber als er eine bestens erhaltene Erstausgabe von Frasers *Journal of a Tour Through Part of the Snowy Range of the Himala Mountains, and to the Source of the Rivers Jumna and Ganges* aus dem Jahr 1820 zutage förderte, schlug sein Herz schon wieder schneller. «Wunderbar! Seit Jahren habe ich keins von diesen in so gutem Zustand gesehen! Dreitausend, ohne Probleme. Das macht Freude! Sagen Sie mal, Nieve, sind in der Lieferung eigentlich auch Inkunabeln?»

Am verdutzten Ausdruck im Gesicht des jungen Mannes erkannte er, dass Toby gerade eine seiner Wissenslücken aufgedeckt hatte. «Inkunabeln? Wiegendrucke? Früher Buchdruck vor 1500? Fällt der Groschen?»

Tobys gereizter Ton brachte den jungen Mann so sehr in Verlegenheit, dass er rot wurde. «Ach, natürlich, Inkunabeln. Nein, es sind keine dabei. Aber dafür was

Handgeschriebenes, das ziemlich alt zu sein scheint.» Er deutete hilfsbereit in die Kiste hinein. «Da, das ist es. Seine Enkelin hätte es am liebsten nicht hergegeben.»

«Wessen Enkelin?»

«Die von Lord Cantwell. Sie hat übrigens eine tolle Figur.»

«In diesem Hause ist es nicht üblich, Kommentare über den Körperbau unserer Kunden abzugeben», erwiderte Toby mit ernster Miene und holte das Buch aus der Kiste.

Es war erstaunlich schwer; so schwer, dass er beide Hände brauchte, um es aus der Holzwolle zu heben und auf den Tisch zu legen.

Schon bevor er es aufklappte, spürte er, wie sein Mund trocken wurde und sein Pulsschlag sich beschleunigte. Instinktiv wusste er, dass dieses dicke, schwere Buch etwas ganz Besonderes darstellte. Gebunden war es in weiches, altes Kalbsleder in einem hellen, von Flecken übersäten Schokoladenbraun und roch ganz leicht nach überreifen Früchten, Feuchtigkeit und Schimmel. Die Maße waren außergewöhnlich: fünfundvierzig Zentimeter hoch, dreißig Zentimeter breit und knappe dreizehn Zentimeter dick. An die zweitausend Seiten, schätzte Toby. Was das Gewicht anbelangte, so kam ihm das Buch schwerer vor als eine Zwei-Kilo-Packung Zucker. Der Einband war unmarkiert bis auf eine einzelne, von Hand vorgenommene Prägung auf dem Buchrücken: 1527.

Seltsam entrückt bemerkte Toby, wie beim Aufschlagen des Buches seine rechte Hand zu zittern begann. Der Rücken knarzte nicht, was darauf hinwies, dass es bis vor kurzem in Gebrauch gewesen sein musste, und auf der Innenseite des Leders klebte ein gelblicher Bogen unbeschriebenen Papiers. Ein Frontispiz oder Titelblatt

gab es nicht, und schon die erste Seite, deren gelbliches Pergament sich ein wenig rau und uneben anfühlte, war ohne jede Überschrift mit kleinen, handgeschriebenen Buchstaben und Zahlen gefüllt. Schwarze, mit Federkiel geschriebene Tinte. Spalten und Reihen. Mindestens hundert Namen, gefolgt von immer zwei Datumsangaben. Toby nahm die große Anzahl an visuellen Informationen nur flüchtig wahr, bevor er die Seite umblätterte. Dann die nächste. Und noch eine. Er schlug das Buch in der Mitte auf, dann kurz vor dem Ende, bevor er sich schließlich die letzte Seite ansah. Er stellte im Kopf eine grobe Schätzung an, aber weil es keine Seitenzahlen gab, konnte er nur raten: Alles in allem mussten in dem Buch mindestens hunderttausend Namen aufgelistet sein.

«Erstaunlich», flüsterte er.

«Martin konnte nichts damit anfangen. Er meinte, es sei vielleicht eine Art Einwohnerregister. Haben Sie eine Idee, was es sein könnte?»

«Ideen habe ich schon, aber irgendwie wollen sie nicht so recht passen. Sehen Sie sich mal die Seiten an.» Er hob eine einzelne an. «Das ist kein Papier, wissen Sie. Das ist Vellum, ein extrem hochwertiges Pergament. Ich kann es zwar nicht hundertprozentig sagen, aber es fühlt sich so an, als wäre es aus der Haut von ungeborenen Kälbern, die sorgfältig geschabt, in Kalklauge gebeizt und dann zum Trocknen aufgespannt wurde. Das war die Crème de la Crème des Pergaments, die nur für wertvolle, illuminierte Handschriften benutzt wurde und nicht für ein hundsordinäres Stadtregister.»

Er blätterte weitere Seiten auf und deutete mit seinem behandschuhten Zeigefinger auf verschiedene Spalten. «Sieht so aus, als wäre das eine Aufstellung von Geburts- und Todestagen. Sehen Sie sich zum Beispiel mal diesen Eintrag hier an: Nicholas Amcotts 13 1 1527 *natus*. Das

ist einfach: Ein gewisser Nicholas Amcotts wurde am 13. Januar 1527 geboren. Und gleich daneben wieder ein Datum mit dem Vermerk *mors*, also der Todestag von Mr. Amcotts. Aber gleich darunter chinesische Schriftzeichen, und dann Kaetherlin Banwartz, vermutlich ein deutscher Name, und der nächste ist in arabischer Schrift, wenn ich mich nicht täusche.»

In kürzester Zeit hatte Toby griechische, portugiesische, italienische, französische, spanische und englische Namen gefunden, sowie Einträge in kyrillischer, hebräischer, swahilischer, griechischer und chinesischer Schrift. Bei manchen Sprachen konnte er nur raten und murmelte etwas über ausgefallene afrikanische Dialekte.

Er presste nachdenklich seine in weißer Baumwolle steckenden Fingerspitzen zusammen. «Welche Stadt soll 1527 eine so unterschiedliche Bevölkerung aufgewiesen haben, ganz zu schweigen von der unglaublich hohen Anzahl an Namen? Und dann sind da noch das Pergament und die relativ einfache Bindung, die mir überhaupt nicht zum 16. Jahrhundert passen wollen. Dieses Buch fühlt sich viel eher nach Mittelalter an.»

«Aber es ist mit 1527 datiert.»

«Richtig, das stimmt. Aber mein Bauchgefühl sagt mir nun mal was anderes, und Leute wie wir können es sich nicht leisten, ihrem Bauchgefühl zu misstrauen. Ich denke, wir sollten den Rat von Experten einholen.»

«Wie viel ist das Buch denn Ihrer Meinung nach wert?»

«Keine Ahnung. Aber es ist mit Sicherheit etwas Besonderes und ziemlich einzigartig obendrein. Sammler lieben so etwas, und deshalb sollten wir uns zum jetzigen Zeitpunkt noch keine Gedanken über den Wert dieses Stücks machen. Wir werden mit Sicherheit gutes Geld damit verdienen.» Er trug das Buch vorsichtig zum hin-

teren Ende des langen Tisches und legte es abseits von den anderen auf eine Art Ehrenplatz.

«Und jetzt lassen Sie uns den Rest von Cantwells Material ansehen», sagte er zu Nieve. «Danach geben Sie die einzelnen Stücke in den Computer ein, und wenn Sie damit fertig sind, sehen Sie alle Bücher Seite für Seite durch, ob Sie vielleicht Briefe, Autographen, Geldscheine oder Briefmarken finden. Wir wollen den späteren Käufern doch nichts schenken, oder?»

Am Abend, als Nieve längst gegangen war, kehrte Toby noch einmal in den Keller zurück. Mit raschen Schritten ging er an den drei langen Tischen mit der Lieferung aus Cantwell Hall vorbei und würdigte die sauber aufgereihten Bücher keines Blickes. Momentan interessierten sie ihn nicht mehr als ein Stapel alter Klatschmagazine. Er steuerte schnurstracks auf das eine Buch zu, das seine Gedanken den ganzen Tag über beschäftigt hatte, und legte langsam seine nun nicht mehr in Handschuhen steckenden Hände auf das glatte Leder seines Einbands. Später würde er immer wieder erzählen, dass er in diesem Augenblick eine Art körperliche Verbindung mit diesem leblosen Gegenstand gespürt hatte – ein Gefühl, das zu einem Mann, der sonst keine Neigung zu übernatürlichen Dingen hatte, eigentlich nicht so recht passen wollte.

«Was bist du?», fragte er laut und blickte sich um, ob er auch wirklich allein war. Das Reden mit Büchern wäre seiner Laufbahn bei Pierce & Whyte bestimmt nicht gerade förderlich. «Willst du mir nicht dein Geheimnis offenbaren?»

## KAPITEL 2

Will Piper hatte es nicht so mit schreienden Babys, besonders dann nicht, wenn es seine eigenen waren. Er hatte noch eine vage Erinnerung an sein schreiendes Baby Nummer eins, aber das war ein Vierteljahrhundert her. Damals war er ein junger Deputy Sheriff in Florida gewesen, der viele Nacht- und Frühschichten zu absolvieren hatte. Wenn er damals am Morgen todmüde nach Hause kam, war seine kleine Tochter schon putzmunter und hatte fröhlich lachend das getan, was kleine Babys nun mal tun. Wenn er nachts doch mal mit seiner Frau im Bett lag und Laura zu schreien anfang, bedauerte er sich selbst und schief wieder ein, noch bevor Melanie die Flasche aus dem Wärmer geholt hatte. Er musste die Kleine nicht wickeln, er musste ihr nicht die Flasche geben, und er musste sie nicht trösten, wenn sie weinte. Und noch vor Lauras zweitem Geburtstag war er endgültig weg.

Aber das lag nun zwei Ehen und fast ein ganzes Leben zurück, und er war ein anderer Mann geworden – oder zumindest redete er sich das ein. Er hatte sich nicht ganz freiwillig in einen metrosexuellen New Yorker Vater verwandelt, wie man sie am Anfang des 21. Jahrhunderts immer häufiger sah, und er hatte sich mit allen Vor- und Nachteilen abgefunden, die damit verbunden waren. Warum sollte sich ein Mann, der an Tatorten häufig genug verwesendes Fleisch gerochen hatte, nicht auch Windeln wechseln können? Warum sollte jemand, der

die schluchzenden Mütter von Mordopfern befragt hatte, sich nicht auch um ein weinendes Kind kümmern?

Ob er das auch mochte, stand auf einem anderen Blatt.

Er durchlebte eine neue Lebensphase nach der anderen, die neueste nun seit etwa einem Monat: eine Mischung aus Pensionierung und Vaterschaft pur. Vor gerade einmal sechzehn Monaten hatte er von einem Tag auf den anderen das FBI verlassen, und Nancy hatte abrupt ihren Mutterschaftsurlaub abgebrochen und wieder zu arbeiten begonnen. Und jetzt war er, zumindest für kurze Zeitabschnitte, mit seinem Sohn, Phillip Weston Piper, allein. Sie konnten es sich finanziell nicht leisten, mehr als dreißig Stunden in der Woche eine Kinderfrau zu bezahlen, weshalb er sich täglich ein paar Stunden lang höchstpersönlich um den Kleinen kümmern musste. Eine echte Herausforderung, wie er fand.

Wie jeder grundlegende Wandel des Lebensstils war auch dieser ziemlich dramatisch. Will war zwanzig Jahre lang beim FBI gewesen, die meiste Zeit als einer der gefragtesten Profiler dort. Hätte es nicht seine – wie er sie verniedlichend nannte – kleinen, persönlichen Verfehlungen gegeben, dann wäre er wohl mit vielen Dankesreden ehrenvoll verabschiedet worden und könnte jetzt, im Ruhestand, als Berater bei der Strafjustiz nebenbei gutes Geld verdienen.

Aber seine Schwäche für Alkohol und Frauen sowie seine hartnäckige Verachtung jeglichen Ehrgeizes hatten immer wieder seine Karriere torpediert und ihn schließlich zu dem berüchtigten Domsday-Fall geführt. Offiziell galt er noch als ungelöst, aber Will wusste es besser. Er hatte ihn gelöst, aber der Fall hatte ihm das Rückgrat gebrochen.

Die Folgen waren seine erzwungene Frühpensionie-

rung und unzählige Vertraulichkeitserklärungen, die er unterschreiben musste, um die Wahrheit zu vertuschen.

Der Doomsday-Fall hatte aber auch sein Gutes gehabt: Will hatte darüber seine junge Kollegin Nancy kennengelernt. Und Nancy hatte Will schließlich seinen ersten Sohn geschenkt, der inzwischen ein halbes Jahr alt war. Der Kleine spürte es genau, wenn seine Mutter die Wohnung verlassen hatte, und fing keine Sekunde später an zu schreien.

Zum Glück konnte Will das durch Mark und Bein gehende Gekreische dadurch abstellen, dass er den Kleinen in seinen Armen wiegte, aber sobald er ihn zurück in sein Kinderbett legte, ging es von neuem los. In der verzweifelten Hoffnung, dass Phillip irgendwann die Kraft ausgehen würde, verließ er langsam rückwärts das Schlafzimmer. Weit konnte er sich nicht entfernen, denn das Apartment war klein. Er ging ins Wohnzimmer, schaltete den Fernseher ein und drehte die Lautstärke so weit auf, dass sie das nervenzerfetzende Plärren seines Sprösslings übertönte.

Obwohl Will unter chronischem Schlafmangel litt, war sein Kopf in diesen Tagen erschreckend klar. Das hatte er seiner sich selbst auferlegten Trennung von Kumpel Johnnie Walker zu verdanken. Die letzte Halbgallonen-Flasche Black Label bewahrte er nach wie vor drei viertel voll in dem Schränkchen unter dem Fernseher auf. Er wollte nicht zu der Sorte von Ex-Säufern gehören, die sämtlichen Alkohol aus ihrer Wohnung verbannen mussten. Manchmal holte er die Flasche heraus, zwinkerte ihr zu und hielt ein kleines Schwätzchen mit ihr. Er forderte sie mehr heraus als sie ihn. Will ging nicht zu den Anonymen Alkoholikern und redete mit niemandem «darüber». Schließlich hatte er nicht mal zu trinken aufgehört! Er trank ziemlich regelmäßig ein paar

Bierchen oder ein schönes Glas Wein, wovon er sich, besonders wenn er nichts gegessen hatte, sogar ein wenig beschwipst fühlte. Er versagte sich lediglich jenen rauchigen, wundervollen, bernsteinfarbenen Nektar, der für ihn die große Liebe und gleichzeitig die strafende Gerechtigkeit war. Will scherte es nicht, was die Wissenschaft über Abhängigkeit und Abstinenz zu sagen hatte. Er war sein eigener Herr, und er hatte sich und seiner neuen Frau versprochen, dass er sich niemals wieder bis zur Besinnungslosigkeit betrinken werde.

Jetzt saß er in kurzen Jogginghosen, T-Shirt und Turnschuhen auf dem Sofa, bereit, jederzeit aufzuspringen und nach draußen zu gehen. Aber die Kinderfrau hatte sich wieder einmal verspätet, und Will bekam langsam Platzangst. Er verbrachte viel zu viel Zeit in dieser winzigen Wohnung, die ihm schon als Single zu klein gewesen war und die er manchmal als eine Gefängniszelle mit Parkettboden empfand. Trotz seiner guten Vorsätze, alles richtig zu machen und seinen Verpflichtungen nachzukommen, wurde er von Tag zu Tag ruheloser. Es musste etwas geschehen. New York hatte ihn schon immer genervt, aber jetzt wurde ihm richtiggehend schlecht davon.

Die Türklingel riss ihn aus seinen düsteren Gedanken. Kurze Zeit später kam der Kindertroll, wie er die Kinderfrau hinter ihrem Rücken nannte, in die Wohnung und ließ anstatt einer Entschuldigung eine Schimpfkanonade auf die öffentlichen Verkehrsmittel vom Stapel. Leonora Monica Nepomuceno, eine einen Meter fünfzig große Philippinin, knallte ihre Einkaufstasche auf die Theke der kleinen Kochnische und stampfte weiter zu dem weinenden Baby, das sie aus seiner Wiege nahm und an die für ihren kleinen Körper viel zu große Brust drückte. Die Frau, die Will auf Anfang fünfzig schätzte, war so

unattraktiv, dass Nancy und er sich fast kaputtgelacht hatten, als sie zum ersten Mal ihren Spitznamen hörten: Moonflower – Mondblume. «Ei, ei», flüsterte sie dem Jungen ins Ohr, «du kannst jetzt aufhören zu weinen. Tante Leonora ist ja da.»

«Ich gehe joggen», grummelte Will.

«Ja, machen Sie einen Dauerlauf, Mister Will», riet Moonflower.

Wills täglicher Lauf war ein wichtiger Bestandteil seiner Routine als Pensionär. Es passte zu dem neuen Bild, das er von sich selbst hatte. Jetzt war er besser durchtrainiert und schlanker als jemals zuvor und wog nur fünf Kilo mehr als damals in der Football-Mannschaft von Harvard. Will war fast fünfzig, sah aber deutlich jünger aus. Er war ein großgewachsener Mann mit athletischem Körperbau, einem markanten Kiefer, fast jugenhaft wirkendem, dunkelblondem Haar und unglaublich blauen Augen. In seinen kurzen Jogginghosen aus Nylon sahen ihm selbst Frauen hinterher, die jünger waren als er. Nancy konnte sich noch immer nicht daran gewöhnen.

Erst unten auf der Straße erkannte Will, dass der Altweibersommer endgültig vorbei und die Luft unangenehm kalt war. Er stemmte erst das linke, dann das rechte Bein gegen einen Laternenmast und dehnte Waden und Achillessehnen und überlegte, ob er noch einmal hinauflaufen und seinen Trainingsanzug holen sollte.

Dann sah er, wie ein Wohnmobil auf der anderen Seite der East Twentythird Street angelassen wurde und dunklen Dieselqualm ausstieß.

In seinen zwanzig Jahren Dienstzeit hatte Will unzählige Menschen observiert und gelernt, wie man sich dabei unauffällig verhielt. Der Fahrer des Wohnmobils konnte oder wollte das nicht. Am Abend zuvor hatte Will das mächtige Fahrzeug schon einmal bemerkt. Es

war, begleitet vom wütenden Hupkonzert anderer Autos, im Schrittempo die Straße entlangefahren und hatte dabei einen kleinen Stau verursacht. Das Wohnmobil war schwer zu übersehen, ein zwölf Meter langes Topmodell der Marke Beaver, königsblau lackiert mit geschwungenen Zierstreifen in Grau und Purpurrot. Will fragte sich, wer zum Teufel mit einem eine halbe Million Dollar teuren Wohnmobil durch Lower Manhattan zuckelte und Ausschau nach einer Adresse hielt? Und falls er sie fand, wo wollte er das Ding parken? Eigentlich hätte das Nummernschild sämtliche Alarmglocken bei Will schrillen lassen müssen.

Nevada. Nevada!

Jetzt sah es ganz so aus, als hätte der Fahrer tatsächlich drei oder vier leere Parkplätze hintereinander gefunden, und zwar direkt gegenüber von Wills Wohnhaus, was eine beeindruckende Leistung war. Obwohl Will noch keinen Meter gelaufen war, schlug sein Herz auf einmal viel schneller. Vor Monaten hatte er aufgehört, sich beim Verlassen des Hauses erst einmal gründlich umzusehen.

Offenbar war das ein Fehler gewesen. Mannomann, dachte er. Nummernschilder aus Nevada.

Aber irgendwie passte das nicht zu ihnen. Die Wächter würden ihm nicht in einem monströsen Wohnmobil mit voller Kriegsbemalung auflauern. Wenn sie ihn sich schnappen wollten, würde man sie nicht kommen sehen. Diese Leute waren Profis, verdammt nochmal.

Es war eine Straße mit Gegenverkehr, und der Bus fuhr los in Richtung Westen. Wenn Will nach Osten in Richtung Fluss lief und ein paarmal um die Ecke bog, würde das Wohnmobil ihm nie hinterherkommen. Aber dann würde er auch niemals erfahren, ob es jemand auf ihn abgesehen hatte. Also lief er nach Westen. Langsam, um es dem Fahrer des Wohnmobils leichtzumachen.